№ 11. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt

Herausgegeben von Dr. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Die Prinzessin.

11

Eine Erzählung von Agathe Meisels.

(Fortsetzung.)

Lea hörte schweigend und traurig zu. „Es ist der Fluch der Väter, der an den Kindern und Kindeskindern heimgesucht wird", lispelte sie unhörbar und eine Thräne stahl sich hierbei in's Auge. Doch diese heimlich wegwischend, reichte sie ihrem Gatten die Hand und sagte in zuversichtlichem Tone: „Beruhige Dich, Geliebter, und verliere den Muth nur nicht und es wird unbedingt besser werden. Ueber kurz oder lang wirst Du doch zur Würdigung Deiner Fähigkeiten und einer entsprechenden Thätigkeit gelangen, und bis dahin reicht meine Arbeit noch für unsere geringen Bedürfnisse aus. Wenn der kleine Schreihals mir nur ein wenig mehr Zeit ließe", — und ein glückliches Lächeln flog über ihren lieblichen, schmerzumzuckten Mund.

Dieser Schmerzenszug war das erste, was in unbewachten Momenten — und solche Zwanglosigkeit gestattete sich Lea niemals in Gegenwart des Gatten — an dem schönen Gesichte auffallen mußte. Dieses hatte in den letzten zwei Jahren, trotz Kummer und Entbehrung, durch die Rundung der Conturen und einen gewissen vergeistigten Ausdruck gar sehr gewonnen, und wunderbar ergreifend wäre es in seinem harmonischen Ebenmaaß und seiner ernsten, leuchtenden Schönheit, wenn es nicht, wie die vom Wurm angestochene Frühfrucht, durch jenes nagende Schmerzgefühl gleichsam verdunkelt würde. Es war ein Etwas, das, man empfand dies unwillkührlich, nicht von der Bedrückung des Momentes seine Bitterniß entlehnte, das tief im Herzen wurzelte, und dessen Ursprung wo anders zu suchen war, als im Mangel und der Noth, die diese starke Seele nicht zu beugen vermochten.

Lea hatte gleich zu Anfang die materiellen Mißverhältnisse in ihrer ganzen Tragweite erfaßt, und nicht nur, gleich anderen stillen Dulderinnen, sie wie eine Naturnothwendigkeit über sich ergehen lassen sondern auch, zur Abwehr derselben, den Löwenantheil des Kampfes auf sich genommen. An der Seite des Gatten rang sie tapfer um des Tages Nothdurft und da sie thatkräftig, willensstark und jung war, so hörte sie in dem sausenden, erdrückenden Getriebe des herzlosen Räderwerkes, das wir Leben nennen, da, wo Andere verzweifeln würden, noch immer den leisen, harmonischen Flügelschlag der Hoffnung. Ueberdies war sie eine liebende und heißgeliebte Frau und eine begnadete, glückliche Mutter und diese beiden starken Gefühle gewährten ihr allein schon einen undurchdringlichen Panzer für die Pfeile des Geschickes.

Jetzt rüstete sie schnell das kärgliche Mahl, während dessen sie sich mühete, die umwölkte Stirn des Gatten durch einzelne Skizzen aus dem unerschöpflichen Thema von der Drolligkeit und Fassungskraft des kleinen, wieder zur Ruhe gebrachten Hausteufels zu erhellen. Nach einigen hastig verschlungenen Bissen nahm sie Hut und Tuch um und trat mit einem Päckchen in der Hand zu ihrem Manne hin.

„Du gehst Deine Arbeit abliefern", sagte er mit abgewandtem Gesichte, um die Thräne zu verbergen, die im Auge brannte. „Wenn ich Dich so arbeiten, für mich Dich abmühen sehe, o, alles, alles könnte ich eher ertragen, als diese herbe Qual. Wenn dieser Zustand kein Ende nimmt so thue ich etwas, was mich dann bitter reuen, was uns Alle zu Grunde richten wird".

„Stefan, liebster Stefan", bat sie mit erhobenen Händen, „rede doch nicht solch' grausame Worte, raube mir und Dir nicht den letzten Rest der Widerstandskraft, die wir jetzt mehr denn je gebrauchen. Wenn Du Deinen Blick so unverwandt auf einen finsteren Punkt heftest, so bleibt Dir der ganze weite Horizont verschlossen. Und doch giebt es der Aussichtspunkte gar viele, und die Pfade sind zwar wirr durcheinanderlaufend und verschlungen, aber einer muß zum richtigen Ausgang führen, so man nur den Muth hat auszuharren. Gewiß, es wird eine Wendung zum Besseren kommen, mein Herz sagt es mir, und bis dahin, — sieh' Dir unser Kind an, lies etwas, und schöpfe Kraft aus diesen Quellen, um Deiner beängstigenden Stimmungen Herr zu werden".

Sie legte mit trübem Lächeln ein Buch in seine Hand hauchte ihm einen Kuß auf die Stirn und entfernte sich leisen Schrittes.

Nachdem sie die Stickerei in die Handlung getragen und den Sündenlohn von wenigen Sous für eine mehrtägige augenverderbende Arbeit in Empfang genommen hatte, begab sie sich auf den Heimweg. In tiefes Sinnen verloren, merkte sie nicht, daß sie eine andere Straße als die, welche in directer Richtung zu ihrer Wohnung führte, einschlug. Je schleuniger sie ging, desto mehr entfernte sie sich vom Hause, bis sie sich in einem Gewirr kleiner Gassen und Gäßchen verfing, aus denen sie keinen Ausweg wußte.

Es dunkelte bereits, sie mochte an den ersten besten der Vorübergehenden keine Frage richten, und die flüchtig hingeworfenen Erklärungen derjenigen, an die sie sich zu wenden traute, gaben keinen genügenden Aufschluß. Ein beklemmendes Angstgefühl begann sich in ihr zu regen, plan- und rathlos lief sie hin und her, als plötzlich ein eigenthümlich wohlbekannter und doch wieder fremder Laut an ihr Ohr drang. Sie blickte auf, der sonderbare Ton kam, von einem kleinen, hellerleuchteten Gebäude, dessen untere, Pforte weit geöffnet war.

Verwundert strich sie sich über Stirn und Augen. Wie war ihr zu Muthe, wo war sie? Stand sie nicht am Eingange einer Synagoge, und ist heute nicht Freitag Abend?

Ja, die Gläubigen da drinnen rüsteten sich eben zum Empfang der Prinzessin Sabbath; warum sollte nicht auch sie der Trauten entgegengehen?

Seltsam, zu Hause hatte sie nie gebetet, die Gemeinschaft ihrer Glaubensgenossen ängstlich gemieden und selbst ihren nächsten Angehörigen kalt und fremd gegenübergestanden. Und da draußen in der Fremde hatte sie schon mehr als einmal ein unerklärliches Sehnen verspürt, die Stätte zu

betreten, wo ihre Glaubensbrüder zu gemeinsamer Andacht sich versammelten. Diese Empfindung war, ihr selbst unbewußt, durch das Medium der Kindesliebe, über sie gekommen, die auch erst in weiter Ferne und völliger Absonderung von ihren Verwandten, in ihr aufgedämmert war. Getrieben von dem heißen Verlangen nach einem Ausgleich der herben Entzweiung, hatte sie einigemal, ohne Vorwissen ihres Gatten an die Eltern geschrieben und als diese die Briefe uneröffnet zurücksendeten, an weitere Verwandte sich gewendet, um über das Befinden jener eingehende Mittheilungen zu erbitten. Doch Niemand wollte irgend welchen Verkehr mit der Abtrünnigen unterhalten und so mußte sie unter vielen im verborgenen, fließenden Zähren, die Hoffnung aufgeben, je wieder die gähnende Kluft überbrückt zu sehen, die durch ihr Verschulden entstanden war.

Um so mehr machte sich der, zuletzt zum unabweisbaren Bedürfniß sich steigernde Wunsch geltend, einen Verbindungsweg zu ihren Stammesgenossen zu finden, die ihr Eltern und Brüder und Schwestern, die Heimath in der Fremde, repräsentirten, um so mehr verlangte es sie, jene Laute zu hören, die, ehemals unverstanden, jetzt wie Musik aus höheren Sphären, ihrem dürstenden Ohr erklangen. — Anfangs versuchte sie es, das ihr fremde Gefühl zu unterdrücken, zum Theil aus Rücksicht für ihren Gatten, an dessen ungetheilte Neigung sie einen Treubruch zu begehen glaubte, wenn sie in eine aparte, ihm fremde Empfindungswelt sich einlebte; zum Theil auch, weil sie selbst die Stimme nicht kannte, die aus ihrem Innern vernehmbar ihr entgegenschallte. Wie gewaltsam sie aber ihr Ohr verschließen mochte, immer deutlicher ertönte ihr doch die Stimme, immer mächtiger, drängender ward der Trieb, die klaffende, innere Leere auf irgend eine Weise auszufüllen.

Oft war sie, auf einsamen Spaziergängen, an den großen Tempeln vorbeigeschlichen, jenen stolzen, prächtigen Hallen die der Reichthum für die offizielle Andacht ausschmückte, nie aber traute sie sich hinein; es war da zu geräuschvoll, zu schön für ihr keusches Empfinden, das den beobachtenden Blick der Menschen scheuete. Nun stand sie vor einem der vielen kleinen Bethäuser von Paris, in welchen die vom Wohlstande minder Begünstigten, in aller Stille und Demuth, ihren religiösen Forderungen genug thun konnten. Mechanisch, wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, betrat sie die Schwelle des Gotteshauses.

Der verwundert dreinschauende Tempeldiener, der ein so schönes, junges Gesicht wohl selten um diese Stunde in der Synagoge sehen mochte, geleitete sie zur Frauengallerie, die, da die Frauen nur äußerst selten den Abendgottesdienst besuchen, nur von den Flammen im unteren Raum ein mattes Licht empfing. Dies geheimnißvolle Halbdunkel webte einen Wolkenschleier um die einsame Beterin, der zu ihrer halbverschleierten Gemüthsverfassung stimmte.

Leise, dann immer mächtiger anschwellend, drang der uralte Begrüßungssang an die holde Braut, zu ihr empor, jene liebliche, halb gesprochene, halb gesungene Weise, der sie sich dunkel aus ihren ersten Kinderjahren erinnerte, wo sie noch an der Schürze der Mutter hing und dieser überall, selbst in die Synagoge nachlief. So wohl und wehe ward ihr bei diesen heimischen, längst verklungenen Tönen, so weltfremd, mutterseelenallein und doch wieder nicht allein, nein, unauflöslich an die da unten gebunden, zusammengehörig mit denen, die sie nicht kannte und die sie doch die Ihren nannte. Wo waren sie aber jetzt, was thaten siie, diejenigen, die sie mit Fug und Recht einst so nennen durfte? Weshalb hatte sie mit kindischen Händen die Bande zerrissen, die sie an liebende Wesen fesselten, weshalb sich außerhalb des engen, aber ihr gehörigen Kreises gestellt, dessen Meinungen, Vorurtheile Gewohnheiten, in frevler Ueberhebung, mit Füßen getreten? Und nun sollte sie allein durch die weite, leere Welt wandern, mit einem Mangel, einer Bedürftigkeit in der wunden Brust, die sie ewig verschließen mußte; ihr ätzendes Reugefühl sollte niemals in Klagen sich lösen, ihre Thränen nicht anders, denn im Verborgenen, fließen dürfen, — und Keiner der sie trocknete, nicht die Hand des Gatten, nicht die des Sohnes, — des Sohnes, auch der verständnißlos, fremd ihr gegenüberstehend, wie sie vordem ihren Eltern. Allein, immer allein, sagte sie halblaut vor sich hin und schaurig tönte das grause Wort an ihr Ohr und fand ein Echo in der schmerzlich vibrirenden Brust. Sie vergrub ihr thränenfeuchtes Antlitz in beiden Händen, beugte sich über die Brüstung und lag so da, sie wußte nicht wie lange, — als sie sich leise an der Schulter berührt fühlte.

(Fortsetzung folgt.)

Versöhnt!

42

Original-Roman von Ida Barber.

(Fortsetzung.)

„Hast Du schon darüber nachgedacht," fuhr Ilka nach einer Weile fort, „wie Du fortan, wenn der Vater nicht bald zurückkehrt, Dein Haus einrichten willst?"

Die Mutter sah sie groß und fragend an, als ob sie in einer fremden Sprache, die sie nicht verstehe, zu ihr spreche.

„Ich meine," erklärte Ilka, „wir werden den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen, uns einschränken müssen, die Dienerschaft entlassen, wohl gar das Haus verkaufen oder einen Theil desselben vermiethen!"

„Und das sagst Du Alles so ruhig," entgegnete ganz fassungslos die Mutter; „weißt Du denn, wie schwer uns das ankommen wird, auf Glanz und Reichthum zu verzichten?"

„O Mutter," entgegnete Ilka, indem ihr Blick sich umflorte, „ich habe auf mehr verzichten gelernt! Wer wie ich sein Herz in Fesseln geschlagen, in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt worden ist, dem ist Verzicht auf Möbel und Schmucksachen kein Verlust!"

„Ich verstehe Dich nicht," sagte die Mutter verwirrt, „Du hättest ja als Gräfin sehr gut in jenen Kreisen —"

„Nur keine Auseinandersetzung, liebe Mutter," unterbrach die junge Frau, „über jene Zeit; sie liegt weit hinter mir!"

Eine Pause trat ein.

Ilka mochte ihr übervolles Herz der Mutter, die sie nicht verstehen wollte, nicht enthüllen.

„Ich werde," sagte sie aufstehend, „zu James und Claire gehen, um —"

„Die Kinder," unterbrach die Mutter, „habe ich auf's Land geschickt; besser, sie wissen von dem Unglück, das uns betroffen, nichts."

„Du wirst es ihnen nicht verbergen können," entgegnete Ilka; „auf der Fahrt hierher habe ich mir den Plan zurecht gelegt, die Kinder selbst zu unterrichten; man wird doch wohl für's Erste," setzte sie schonend hinzu, „auf Gouvernante und Hofmeister verzichten müssen."

„Du und unterrichten?" sagte die Mutter unwillig, „Du, eine Gräfin Zandos, bist berufen — ja lächele nur — eine Rolle in der Welt zu spielen! Verzichte nicht freiwillig auf eine Stellung, um die Dich Andere beneiden! Und selbst, wenn Du den Grafen nicht liebst, mußt Du um Deiner selbst willen ihm zur Seite bleiben! Er ist ein Cavalier, wo Du Dich mit ihm zeigst —"

„Ein Cavalier, der seine Gattin heimschickt und ihr droht, wenn sie nicht 300,000 Gld. mitbringe, danke er für die Ehre," konnte sich Ilka nicht enthalten auszurufen.

„Ja, Mutter," fuhr sie, ihrem Unmuth freien Lauf lassend, fort, „daß ich Dir nur die Wahrheit sage, das hat Graf Zandos, der noble Cavalier, der „Gentleman de pur sang" gethan; sollte ich es darauf ankommen lassen, daß er mich erst brutal behandelte? Ich ging, weil sich Alles in mir empörte, daß ein Mann, angesichts des Unglücks, das uns betroffen, kein Wort des Mitgefühls hatte, sich als eingefleischter Egoist, als herzloser Mensch entpuppte!"

„Das hätte er verlangt!" sagte ungläubig Frau Rachelle, „er hätte allen Ernstes gefordert, daß Du —"

„Daß ich nach Hause fahre und ihm wenigstens die Zinsen der 300,000 Gld., die er noch ein Recht zu fordern hat, als jährliche Revenue sichere," sagte Ilka, jedes Wort scharf accentuirend. „Ich schämte mich, Dir vorhin in Gegenwart des Onkels das Unwürdige seines Benehmens ganz klarzulegen; die Schamröthe wäre mir in die Wangen gestiegen, jetzt — wir sind allein — jetzt sage mir, Mutter, ob Du es selbst verlangen kannst, daß ich nach Allem was vorgefallen, zum Grafen zurückkehre!"

„Das leidige, verwünschte Geld," sagte Frau Rachelle statt aller Antwort, „wie das doch Menschen und Verhältnisse beeinflußt."

„Für mich," entgegnete die junge Frau, „hat der Ruin unseres Hauses das eine Gute, daß er mich eher, als ich zu hoffen wagte, den Banden entriß, denen ich doch früher oder später entronnen wäre. Ich weiß es bestimmt, nie, nie hätte ich mit einem Mann, dessen Charakter ich als ehrlos erkannt, glücklich sein können!"

Die Unterhaltung wurde durch den Eintritt des Dieners, der meldete, daß servirt sei, gestört.

„Ißt Onkel Leo auch bei uns?" fragte Ilka.

„Ich mag mir seinetwegen nicht die Schererei machen, koschere Küche zu führen," entgegnete Frau Rachelle. „Er speist im Gasthaus!"

„Mutter," sagte vorwurfsvoll die junge Frau, „der Onkel widmet uns seine ganze Zeit und Arbeitskraft, verläßt, um uns beizustehen, seine Familie und Du hältst es nicht einmal der Mühe werth —"

„Mach mir keine Vorwürfe," unterbrach unwillig Frau Rachelle, „ich habe jetzt wirklich an ganz was Anderes, als an seine orthodoxen Narrheiten zu denken, überdies paßt es mir nicht, seitdem wir zum Christenthume übergetreten, an all den koscheren Krimskrams erinnert zu werden!"

Zum ersten Male in ihrem Leben lernte Ilka das bittere Gefühl kennen, die eigene Mutter bedauern zu müssen.

Wie ein stechender Schmerz durchzuckte es sie, daß diese kleinliche, engherzige Frau, die Alles ihren Vorurtheilen opferte, in der That wenig darnach angethan war, dem Vater in den schweren Tagen eine wohlmeinende Beratherin zu sein. Er hatte Recht, daß er ihr entfloh, mit ihren Vorwürfen und Nörgeleien hätte sie ihm das Leben zur Hölle gemacht.

Schweigend erhob sie sich und betrat ihr Mädchenzimmer.

Es war in demselben noch Alles unverändert, nur sie selbst war in der kurzen Zeit eine Andere geworden.

„Die Ideale, die einst das trunkene Herz geschwellt", sie waren dahin, begraben, — entflohen für immer!

Wie oft hatte sie hier in bangen Nächten von dem Ellimar geträumt, ihn herbeigesehnt, ihn mit liebenden Armen, wenn auch nur in Gedanken umschlungen; ja damals war sie noch glücklich, da lag noch eine ganze Welt des Glückes vor ihr, sie durfte nur den Schleier lüften, doch jetzt — finstere, undurchdringliche Nacht, wohin sie blickte; — Niemand, der ihr in Liebe zugethan war, Niemand, der ihr die rettende Hand bot, um diesem Wirrsal zu entrinnen!

Auf ihrem Schreibtisch stand eine aus Elfenbein gefertigte Schnitzarbeit, Christus am Kreuze darstellend. Schwester Marie hatte sie ihr einst, als sie, ihren Schwächezustand benutzend, ihr das Wort abgenommen, sie wolle Christin werden, verehrt. — Schweigend bedeckte sie mit einem Tuch die Statuette.

„Ich bin, was ich ehedem war," sprach sie fest; „die Comödie hat ein Ende. Noch morgen werde ich meinen alten Religionslehrer aufsuchen und ihn flehentlich bitten, mich wieder mit meinem Gott zu versöhnen. Ohne sich auszukleiden, sank sie auf ihr Bett. Die Müdigkeit überwältigte sie.

Als sie am andern Morgen neu gestärkt erwachte, dankte sie Gott zuerst für den erquickenden Schlaf.

So gut hatte sie seit lange nicht geruht. — Ihr erster Gedanke galt jetzt dem unglücklichen Mädchen, dem sie gestern ihren Schutz zugesagt.

Da die Mutter noch schlief, verließ sie unbeachtet das Haus und begab sich nach der Wohnung, die ihr jene gestern bezeichnet. (Fortsetzung folgt.)

Mendelssohniana.

1. Die kurländische Pfarrerstochter Sophie Becker, die Begleiterin der Gräfin Elisa von der Recke auf deren Reisen durch Deutschland 1784—86, trat bei ihrem wiederholten Aufenthalte in Berlin in Verkehr mit Moses Mendelssohn, und sie berichtet in ihrem Reisetagebuche (herausgegeben von Caro und Geyer, Stuttgart bei Spemann) getreulich von jeder Begegnung mit ihm. Ihre schmucklosen Bemerkungen über den Philosophen in seinen letzten Lebenstagen haben jetzt, wo ein Jahrhundert seit seinem Tode sich erfüllt hat, besonderes Interesse.

Zufällig ist das Blatt der Handschrift, auf dem Sophie Becker von ihrer ersten Begegnung mit Mendelssohn (etwa Mitte September 1785) berichtet haben mag, verloren gegangen; bei der ersten Erwähnung (den 29. September) ist er bereits ein Bekannter. Die durch Schönheit und Liebenswürdigkeit bekannte Herzogin von Kurland, Schwester der Gräfin von der Recke, ist gerade bei ihrer Schwester Elisa, da kommt Mendelssohn mit dem jüngeren Grafen Stolberg. Das Gespräch drehte sich (1785 war Mendelssohn's „Phädon" erschienen) um Unsterblichkeit der Seele. „Da war es mir," schreibt die Becker, „eine rechte Augenweide, den liebenswürdigen Philosophen mit dem Judenbarte im Gespräche mit ein paar reizenden Weibern zu sehen." Beim Abschiede rieth Mendelssohn der Herzogin, durch gelehrtes Geschwätze über die Unsterblichkeit sich ihre natürliche warme Ueberzeugung davon nicht rauben zu lassen.

Zwei Tage später verlebte die Becker mit der Recke und dem Buchhändler Nicolai ein paar sehr schöne Stunden bei Mendelssohn. „Er hat," erzählt das Tagebuch, „drei sehr artige Töchter, davon die mittelste ein recht schönes Mädchen ist, und drei Söhne, denen man den Geist aus den Augen sieht. — In einem Gespräche, das Nicolai führte, wurde er dadurch gestört, daß Mendelsohn das Zeug seiner Unterkleider scharf ansah und ein paar Mal mit der Hand darüber fuhr. „Nun, was wollen Sie denn mit der Aufmerksamkeit auf das Zeug?" — „Ich sah und fühlte jetzt als Fabrikant," war Mendelssohn's Antwort."

Den 4. October sind Mendelssohn und Ramler von der Herzogin auf ihr Gut Friedrichsfelde bei Berlin gebeten. An der Tafel nahm Mendelssohn nicht Theil; als sie von einem Spaziergange durch den Park zum Speisen gerufen werden, ist er verschwunden und ins nahe Dorfwirthshaus gegangen. Um seine Gesellschaft nicht lange entbehren zu müssen, beeilte man sich mit dem Essen, und bald saßen Alle in lebhafter Unterhaltung im Kreise um die Herzogin. Man sah Zeichnungen an, es wurde erzählt, vorgelesen, gespielt, gesungen. „Ich habe heute mit dem Geiste geschwelgt," sagte Mendelssohn beim Abschiede.

Den 10. October lernten die Reisenden Mendelsohn's Frau kennen; sie gefiel der Becker sehr gut und schien ihr ein Weib von vielem wissenschaftlichen Verstande zu sein.

Unterbrochen wurde der Berliner Aufenthalt durch eine Reise nach Hamburg. Als Sophie hier den jüdischen Gelehrten Wessely kennen lernte, meinte sie, „er habe nicht das durchaus Liebevolle und Sanfte des Mendelssohn's."

Nach ihrer Rückkehr von Hamburg (Mitte November) besuchte die Becker ihren Freund sehr häufig. Immer vergehen ihr die Stunden bei ihm wie Minuten. Am Weihnachtstage sind sie zum letzten Male zusammen. Am Morgen des 4. Januar 1786 rechnet Sophie auf frohen Genuß im Umgange mit ihren Berliner Freunden. Da schickt ihr die Herzogin ein Billet, dessen Zeilen ihr Herz erstarren ließen: „Unser großer, weiser Mendelssohn ist diesen Morgen ent-

schlafen.“ Der Schmerz, der sie und ihren ganzen Kreis erfaßte, ist in seiner Tiefe für uns fast unverständlich. „Da saßen wir und verstummten, keines konnte sprechen. O, wie laut sprachen unsere Thränen: Er ist nicht mehr.“ Am Abend des folgenden Tages schrieb die Becker in ihr Buch: „Nun ruht Moses bei seinen Vätern. Um 10 Uhr Morgens ist heute die Leiche, von vielen Hunderten seiner Nation begleitet, an ihre Ruhestätte gebracht worden. Er lebt nicht mehr unter uns. Theurer, unvergeßlicher Name, du stirbst nicht! . . . . Jetzt schläft schon Alles — wie lebhaft wacht Mendelssohn's Bild in meiner Seele!“

In den nächsten Tagen sprach man noch viel von dem Verstorbenen; man erzählte Anekdoten von ihm und über ihn. „Theurer Moses,“ ruft die Becker aus, „wie äußerst interessant müßte Deine Biographie sein! Von der bittersten Armuth schwang er sich zum Wohlstande auf. Er sagte unter Anderem, die lebhafteste Freude in seinem Leben sei der Fund von 20 Groschen gewesen, für welche er sich ein reines Hemd gekauft habe.“

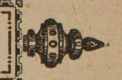
2. Von der ersten Vorlesung des „Phaedon“ wird folgende Anekdote erzählt: Moses Mendelssohn bildete mit seinem großen Zeitgenossen Lessing und dem Buchhändler Nicolai einen „Stammtisch“ in einer Weinhandlung in der Brüderstraße zu Berlin. In dieser Weinstube fand man sich aber nicht nur des edlen Rebensaftes wegen zusammen; man hielt dort eine Art Symposions, bei dem die tiefsinnigsten Gespräche geführt nnd die neusten litterarischen Arbeiten verlesen wurden. Einem ehrsamen, in der Brüderstraße wohnhaften Bäckermeister, Brennecke mit Namen, hatten es nun die tiefsinnigen Gespräche der berühmten drei Litteratoren besonders angethan. Zur selbigen Stunde, da Lessing, Mendelssohn und Nicolai erschienen, stellte sich auch Brennecke regelmäßig in einer Ecke des Stammtischzimmers ein. Eines Abends erbat sich der „edle Moses“, wie ihn Lessing zu nennen pflegte, von seinen beiden Freunden auf längere Zeit ihre Aufmerksamkeit. Er zog ein größeres Manuscript aus der Tasche. Es war ein Theil seiner Schrift „Phaedon“, oder „Ueber die Unsterblichkeit der Seele“. Nachdem die Vorlesung beendet war, schwiegen die beiden Anderen einige Zeit. Endlich unterbrach Lessing die Stille und wandte sich an den ehrsamen Bäckermeister mit der Frage: „Na, Brennecke, was sagen denn Sie? Glauben Sie an die Unsterblichkeit der Seele?“ „Nee, Herr Lessing,“ antwortete Brennecke im reinsten Berliner Deutsch, „ick jloobe nich an ihr.“ „Aber warum denn nicht Brennecke,“ fiel Nicolai ein. „Seh'n Se, das will ick Ihnen sagen,“ entgegnete schlagfertig der edle Bäckermeister: „wenn ick nicht an ihr jloobe, und sie kommt nich, na dann schadt's weiter nischt; kommt sie aber, trotzdem ick nich an ihr jloobe, so freue ick mir; jloobe ick aber an ihr, und sie kommt dann doch nich, dann ärjere ick mir entsetzlich!“ Sprach's, trank sein Glas aus und verschwand. Mendelssohn und Nicolai mußten lachen; Lessing aber meinte: „Wahrhaftig, ich glaube, der Mann kommt geraden Weges von Shakespeare her.“

Allerlei für den Familientisch.

Vor dem Friedensrichter in Odessa erschien dieser Tage der daselbst wohnhafte jüdische Maler Grünberg unter der polizeilichen Anklage, Heiligenbilder verkauft zu haben, wozu er als Jude nicht berechtigt ist. Außerdem wurde er von der Handwerker-Genossenschaft der Gotteslästerung beschuldigt, weil er als Jude ein Heiligenbild der Mutter Gottes selbst verfertigt. Um zu entscheiden, ob der gegebene Fall wirklich eine Gotteslästerung enthalte, wurde ein Priester als Sachverständiger vorgeladen. Der Priester war vernünftiger, als die brotneidischen Handwerker und erklärte, daß das, eine katholische Mutter Gottes darstellende Bild nicht die geringste Gotteslästerung enthalte, da es streng nach dem katholischen Ritus gemalt ist und keine Entstellung aufweist. Da ferner durch Zeugen nachgewiesen wurde, daß das Bild nicht von Grünberg selbst, sondern von einem bei ihm arbeitenden christlichen Gesellen gemalt worden, so erkannte der Richter den Grünberg nur des unbefugten Handels mit Heiligenbildern für schuldig und verurtheilte ihn zu einer Strafe von 10 Rubeln.

Der Abt Häuserer bot dem Buchhändler Nicolai einen Band Predigten für Christen, Juden und Heiden an. Nicolai antwortete: „Die Christen lesen keine Predigten, die Juden kaufen sie nicht und mit den Heiden stehe ich nicht in Verbindung.“

Räthsel-Aufgaben.



Purim-Räthsel von C. in R.

I. Deutsches Logogryph.

Erhoben ward mit t sie einstmals auf den Thron,
Dagegen er mit d zu ew'gem Spott und Hohn.

II. Hebräisches Homonym und Logogryph.

Aus ihr erscholl einst Weinen, Klagen,
Auf ihm Musik und Wohlbehagen;
Als Königin sie uns gefällt,
Wenn man ein Pünktchen höher stellt.

III. Hebräisches Räthsel.

Von Lehrer Js. Herzberg.

Wohlthun, — die Blume, die da prangend
Im Tugendgarten Juda's steht,
Sie rettet, wenn in Nöthen bangend
Der Fromme Gott um Hülfe fleht!

Mein Wort giebt hierfür den Beweis:
Naht auch der Tod aus allen Ecken,
Der Fromme sich beschützet weiß,
Des Lebens Schilde stets ihn decken.

Einst wurde es dem Herrn gegeben
Als Sühne für das eigne Leben, —
Soll Dir des Räthsels Lösung glücken,
Mußt auf das Purimfest Du blicken! —

Auflösung der Räthsel in vor. Nr.

I. **Gerson. Person.**

II. **Nadab,** Sohn Ahron's, **Nadab,** Sohn Jerobeams.

Die Auflösung des Purim-Preisräthsels erfolgt in nächster Nummer.

Auflösung der Preis-Räthsel in Nr. 7.

I. **Sirach, Charisi, Raschi.**

II. מַעֲכָה (1. B. M. 22,24 und 1 B. Könige 15,2).

Richtige Lösungen sandten bis zum 28. Februar ein:

ad I. S. Leffmann in Aachen. Hans Metz in Bielefeld. Jac. Kaufmann in Essen. Henriette Weinberg in Bodenfelde. Moritz Wallach in Warstein. Jenny Kahlberg in Uslar. (Zum Theil auch Hugo Kahn in Würzburg und L. Kahn in Salmünster.) Lina und Saly Spier in Großkrotzenburg.

ad. II. Max Infeld in Podgorze bei Krakau. L. Weinberg in Uslar. Max Golde in Posen. L. Kahn in Salmünster. A. Speier in Heinebach. Hugo Kahn, Seminarist in Würzburg. Hans Metz in Bielefeld. A. W. in Tarnopol (zum Theil). B. M. Goldberg in Inowrazlaw.

Das Loos entschied die Prämien für:

I.	II.
1. H. Weinberg in Bodenfelde.	1. A. Speier in Heinebach.
2. S. Leffmann in Aachen.	2. L. Kahn in Salmünster.
3. Hans Metz in Bielefeld.	3. Max Golde in Posen.

(Sollte einer derselben schon früher ein Prämienbuch erhalten haben, so wäre es im eigenen Interesse, uns dies per Postkarte anzugeben, damit wir nicht dasselbe nochmals senden.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.